



Seimat und Serne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 41 Mittwoch, 11. November 1925 1925

In der Fremde

Aus der Heimat hinter den Blitzen rot,
Da kommen die Völkchen her,
Aber Vater und Mutter sind lange tot,
Es kennt mich dort keiner mehr.

Wie bald, wie bald kommt die stille Zeit,
Da ruhe ich auch, und über mir
Kauft die schöne Waldeinsamkeit,
Und keiner mehr kennt mich auch hier.

Eichendorff.

Das Herz der Erde

Von G. Schmitz-Steglich.

Das das Innere der Erde aus feurig-flüssigen Gesteinsmassen bestehe, scheint durch eine Reihe von Beobachtungen so anschaulich bewiesen zu werden, daß man begreift, warum diese nun schon jahrhundertlang mit der erstaunlichen Zähigkeit gegen die ihr widersprechenden Erkenntnisse neuerlicher Erdforschung behauptet. Verlangt nicht das Werden der Erde aus einem glühenden, an seiner Oberfläche langsam in fester Form erstarrten Gasball das Falsche eines glühenden, noch nicht der Abkühlung anheimgelassenen Kerns? Erwecken nicht die zahlreichen Vulkane mit ihren zum Teil seit Jahrtausenden fließenden glühenden Lavamassen den Eindruck, als bildeten sie Kanäle, durch die die flüssigen Gesteinsmassen des Erdinneren sich einen Ausweg ins Freie suchen? Und zeigt sich nicht, wenn wir ins Innere der Erde vordringen, eine langsame, aber stetig zunehmende Wärme, die im Durchschnitt alle 30-40 Meter um einen Grad steigt? Im tiefsten bisher ausgearbeiteten Bohrloch von 2280 Meter Tiefe (Sigsbee in Oberbayern) beträgt die Temperatur 78 Grad. Während die Hitze mit steigender Tiefe entsprechend zu, so würden wir vermuthlich in einer Tiefe von etwa 1000 Kilometer die meisten an der Oberfläche der Erde bekannten Gesteine in flüssigem Zustand vorfinden.

Es ist nun die Erde wirklich eine Kugel geschnitten, glühender Materie, umgeben von einer verhältnismäßig kalten Kruste, der von uns bewohnten Erdoberfläche? Die Wissenschaft muß nach den Ergebnissen der jüngsten Forschung diese Frage mit einem bestimmten Nein beantworten. Die Zunahme der Temperatur mit der Tiefe läßt sich leicht durch den Zerfall des in der Erdkruste enthaltenen Radiums erklären. Schon ein Radiumgehalt von ein Fünftausendstel Milligramm im Kubikmeter vermag die Erdwärme und ihre natürlichen dauernden Verluste zu bestreiten. Tatsächlich ist der Gehalt der Erdkruste an Radium aber höher als dieses Maß.

Stärkere Beweisskraft als diese nicht durch unmittelbare Beobachtung zu erhaltende Annahme haben die Erscheinungen der Ebbe und Flut. Bestünde das Erdinnere aus einer flüssigen Masse, so müßte es unter der Anziehungskraft des Mondes und der Sonne die gleiche Ebbe- und Fluthbewegung aufweisen wie das Wasser der Meere, was zur Folge haben würde, daß ein Steigen und Fallen der Meere gegenüber dem festen Lande gar nicht in Erscheinung treten würde. Völlig unempfindlich gegen die Gezeitenwirkung ist die feste Erde freilich nicht, doch sind die dabei auftretenden Normveränderungen nicht größer, als wenn die Erde etwa dreimal so stark als Stahl wäre. Dieses Ergebnis wird gestützt durch die Berechnung des spezifischen Gewichtes der Erde. Dieses beträgt 5,6, d. h. die Erde ist 5,6mal schwerer als eine gleichgroße Wasserkugel. Da aber

die meisten Oberflächengesteine nur ein spezifisches Gewicht von 2,5 bis 2,7 haben und zudem ein erheblicher Teil der Erdkruste aus Wasser besteht, muß, damit das durchschnittliche spezifische Gewicht der Erde erreicht wird, ihr Kern aus Stoffen bestehen, die etwa das spezifische Gewicht von 7-9 haben, wofür eigentlich nur Eisen und Nickel in Frage kommen. Auch die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Erdbebenwellen fordert, daß das Erdinnere etwa die Dichte des Stahls besitzt.

Wir haben uns also nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung den Kern der Erde als einen aus Nickelstahl vorzustellenden, deren Durchmesser der Erde beträgt etwa 12000 Kilometer — geschätzt wird. Diesen Kern umschließt ein Mantel aus schweren lavahähnlichen Gesteinen, die unter dem ungeheuren Druck von beinahe 2 Millionen Kilogramm auf den Quadratcentimeter stehen und dadurch vor dem Uebergang in den flüssigen Zustand bewahrt werden. Die äußere, etwa 150 Kilometer dicke Rinde der Erdhülle baut sich aus den leichtesten Oberflächengesteinen auf, die bis auf die Kruste feurig-flüssigen Magmas, die die Vulkane speisen, auch in der Tiefe kristallinisch sind.

Also nicht aus einer feurig-flüssigen Masse, sondern aus einer ungeheuren Nickelstahlkugel besteht das Herz der Erde, umschlossen von immer leichter werdenden Gesteinen. Zwar wird niemals eines Menschen Auge bis zu ihm dringen, aber das Schicksal der Forschung reicht auch in Tiefen, die sich der unmittelbaren Beobachtung entziehen, und bringt uns so Kunde vom Wesen und Aufbau des winzigen Staubkorns, auf dem wir das All durchschweben.

Bauerntänze im Mittelalter

Von P. Zöllner.

Das Hauptvergnügen für die bäuerliche Jugend war zu allen Zeiten, in denen wir das Leben der Bauern genauer kennen, der Tanz. Man kann hinzufügen, daß er es noch ist, denn nirgendwo wird wohl heutigen Tages mehr, eifriger und geschickter getanzt als unter den Bauern. In welcher Weise in der älteren Zeit in Deutschland etwa bis zum Jahre 1100 getanzt wurde, ist nicht genauer bekannt. Im 12. Jahrhundert war aber der Tanz, sowohl in den höheren als auch in den niederen Ständen allgemein verbreitet. Von dieser Zeit an war in allen Kreisen des Volkes, dem der Adel nicht minder als bei den Bauern, der Tanz das wichtigste gefällige Vergnügen. Er war zugleich für den Jüngling wie für die Jungfrau eine gute Gelegenheit, miteinander bekannt zu werden, um den Bund fürs Leben zu schließen.

Die Mittertänze beherrschten während des Mittelalters nach der Schilderung in „Meier Helmbrecht“ im ganzen einen vornehmen, ruhigen Charakter, waren nicht viel anders als die Tänze in der heutigen besseren Gesellschaft.

„Es schritt ein Spielmann schnell heran, und als er hub zu geigen an, erhob sich die Frauen, gar lieblich anzuschauen.“

Der Mitter drauf gegangen kam und bei der Hand die Dame nahm. Das war gar süße Augenweide, wenn Junker so und Fräulein beide hintanzten da in voller Freude.“

Die Bauerntänze waren freilich in vielen Fällen anderer Art. Es gab unter diesen auch ruhige Tänze, die gehend oder schleichend ausgeführt wurden, daneben gab es aber auch rohe, wilde Sprungtänze, welche die Bauern selbstsamerweise Reigen nannten.

Während der guten Jahreszeit wurde im Freien auf dem Anger, gewöhnlich unter einer

großen Linde, getanzt. Kam der Winter, so war man um Tanzplätze nicht verlegen. In Norddeutschland besaßen die Bauernhäuser in der großen Tenne, der Drehscheibe, einen Tanzplatz, wie man ihn nicht besser wünschen konnte. Auf Herrenhöfen tanzte man auf den Tennen der Scheunen und der Wirtschaftsgebäude. In Süddeutschland pflegte man eine Stube auszuräumen. Die Tanzmusik wurde mittels Geigen, Trompeten und Sackpfeifen gemacht. Abweichend von der heutigen Gewohnheit wurde beim Tanze häufig gesungen. Mitunter geschah es wohl bloß zur Verstärkung der meist schwachen Tanzmusik, die gewöhnlich nur von einem oder zwei Musikanten, einem Geiger und einem Sackpfeifer, ausgeführt wurde. In solchen Fällen bestand der Text des Liedes wohl meistens nur aus einigen dürftigen Reimereien. Es kamen aber auch schöne Tanzlieder vor, die durch ihren Text den Tanz belebten. Einige von ihnen haben sich in einzelnen Gegenden bis auf die Gegenwart erhalten und sind in jüngster Zeit wieder aufgegriffen und häufig in die Tänze der sogenannten besseren Gesellschaft aufgenommen worden. In Mecklenburg zum Beispiel sind die alten Bauerntänze mit Gesang in allen Kreisen der Bevölkerung rasch wieder beliebt geworden. Einer dieser Tänze, „Riechbusch“ genannt, ist ein Verflechtspiel der beiden Tanzenden, wobei die Worte gesungen werden: „Riechbusch, ich lieb die; daß du mit mir fährst, daß freut mich.“ Ein anderer Tanz stellt unter entsprechenden Gebärden das gegenseitige Meiden und Suchen der Tanzenden dar; dem abgehenden Tänzer wird zugerufen: „Geh von mir, geh von mir, ich mag di nicht sehn“, dem entgegenkommenden: „Komm zu mir, komm zu mir, du bist so schön.“ Die bäuerlichen Tänze hatten auch ihre bestimmten Namen. Man unterschied zum Beispiel den Firtel, Hoppalbei, Gimpel, Gampel, Troialdai, die Stadelweise u. a.

Von den gewöhnlichen, ruhigen Tänzen unterschieden sich die bäuerlichen Reibentänze, die nur im Freien üblich waren, und bei denen gesprungen wurde. Der Tänzer führte seine Tänzerin an der rechten Hand, und dabei wurden nach dem Beispiel eines vorantanzenden Paares bald von dem jungen Burtschen, bald von dem Mädchen, bald von beiden gemeinsam mancherlei oft seltsame Sprünge ausgeführt, die indes keineswegs willkürlich waren, sondern als zum Tanze gehörig galten. In ritterlichen Kreisen spielte man über die ungeschickten Sprünge der bäuerlichen Tänzer, man sprach von Ochsenreigen und Rälberreigen. Da bei dem Tanzen gesungen wurde, da man ferner einander zurief und Jubelrufe (Zucker) erschallen ließ, so gerieten Tänzer und Tänzerinnen oft in große Erregung. So erhielten besonders die Tänze, bei denen das Springen üblich war, einen dachantischen Anstrich, was bei der sonst ruhigen Sinnesart der bäuerlichen Bevölkerung überraschend ist. Einzelne mittelalterliche Schriftsteller behaupten auch, bei diesen milden Tänzen sei wohl von den jungen Burtschen, wie von den Mädchen nicht immer die gute Sitte gemahrt worden. Besorgte Mütter pflegten daher wohl ihre Töchter vor den Gefahren des Tanzes zu warnen. Daher ist es auch begreiflich, daß Mütter, die Liebesabenteurer suchten, gern auf bäuerliche Tanzplätze gingen, wo sie, nach Reibharts Angaben, von den Bauernmädchen gern gesehen wurden.

Bevor auf den Bauernhochzeiten das allgemeine Tanzvergnügen anhub, fand eine Reihe von sogenannten Ehrenmäßen statt, die zu dem Schönsten gehören, was Bauernmilde im Volksleben hervorgerichtet hat. Die Braut hatte zunächst in bestimmter Reihenfolge mit ihren Angehörigen, zuerst mit ihrem Schwiegervater u. dann mit den übrigen Verwandten zu tanzen. Die wichtigsten Ehrenmäße wurden von den mit bunten Kronen geschmückten Kranzjungfern ausgeführt. Sie bestanden zum Teil in schwie-

Beite und Masse des Welttraumes. In der Sternbilder sind von alters her herabverordnete Gruppen von Gestirnen zusammengefaßt. Sie sind freilich von sehr verschiedener Größe und Entfernung. Das Licht, das in der Stunde 300 000 Kilometer zurückfährt, und in Jahrhunderten brauchen die unsfer Augen ergötzen den Strahlen, um die Entfernung vor den Sternen her zu überbrücken. Durch Ausstrahlung vermehrt sich die Temperatur der Sterne, durch mechanische und chemische Vorgänge kann sie erhöht werden. Die Sonne hat heute etwa eine Temperatur von 6000 Grad an ihrer Oberfläche und ihr Licht braucht acht Minuten, um zur Erde zu gelangen. Der hellste Stern im Sternbild des Orion ist nur etwa halb so heiß, ein weniger heller in demselben Sternbild, hat aber eine Temperatur von etwa 25 000 Grad. Die Messung erfolgt durch spektrale Zerlegung des Lichtes im Vergleich mit dem Spektrum eines schwarzen irrtlicher Körpers, der annähernd dieselbe Strahlung gibt und dessen Temperatur bekannt ist.

Dr. G.

Büchertisch

Im November 1925 erschien: **Deutsche Geschichte.** Dem deutschen Volke u. seiner Jugend erzählt von Richard Kabisch. Mit 46 Zeichnungen von Prof. S. Kabisch. Neu bearbeitet und fortgesetzt von Dr. G. Brunner. 5. Aufl. 18.-21. Tausend. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1925. Auf bestem holzfreien Illustrationspapier. Ganzleinen Mk. 12.—.

Es ist dem Herausgeber gelungen, diese kerndeutsche Geschichte Kabisch's bis auf die neueste Zeit fortzuführen und den veränderten Zeitumständen inhaltlich anzupassen, ohne daß hierdurch eine Minderung seiner kaum nachzusahmenden köstlichen Schilderungsart eingetreten wäre. Sämtliche Bücher Kabisch's sind in eigenartig packendem Stil geschrieben. Seine Deutsche Geschichte zeichnet sich, ihrem jugendlichen Leserkreis angepaßt, durch ein besonders anschauliches Erzählvermögen aus. Reichlich eingeflochtene persönliche Einzelzüge und Anekdoten beleben den Text. Es gelingt Kabisch nicht nur, seine Leser von der ersten bis zur letzten Seite zu fesseln, sondern er versteht es auch, für das Werden und das Wesen des Staates Verständnis und Begeisterung zu wecken. Eine frühere Besprechung hat das Buch mit Recht „ein Volks- und Jugendbuch ersten Ranges“ genannt. Darum geht es überall auf den Weihnachtstisch, zumal unserer Jungen und Mädchen von 11 Jahren an.

Wissen Sie schon? Wenn wir in Deutschland zu Mittag essen, dann schlafen die Leute in Honolulu zu mitternächtiger Stunde. Wenn die Zugvögel durch die kalten Herbsttage aus unserer Gegend verdrängt werden, schlagen sie stets eine ganz bestimmte Flugtrasse ein, um in wärmere Gebiete zu kommen. Von 50 deutschen Luftschiffen sind während des Krieges 17 durch feindliche Einwirkung verlorengegangen. Die Vereinigten Staaten haben den Friedensvertrag von Versailles nicht ratifiziert. Die Erdkruste der verschiedenen Temperaturelemente bildet noch heute eine große Streifenlage in der Wissenschaft. Das Wort „Götterdämmerung“ ist eine falsche Uebersetzung von „Magnaröa“ — „Göttergeheimnis“, das in der nordischen Mythologie den Weltuntergang bedeutet. All diese Fragen und viele andere löst die soeben erschienene 10. Festschrift des „Kleinen Brockhaus“, die das ganze Werk zum Abschluß bringt. Sie ist ein Spiegelbild aller vorhergehenden Hefte und stellt sich würdig an ihre Seite. Reichhaltigkeit, klare Uebersicht und strengste Sachlichkeit sind wieder ihre wichtigsten Kennzeichen. Jedem können wir das Buch empfehlen, der kurze, aber genaue Antworten auf seine täglichen Fragen sofort haben will, ohne erst in vielen Bänden nachschlagen zu müssen. Besonders seien die älteren Schüler, Studenten, jungen Reifeleute und Beamten auf das Werk hingewiesen. Der geringe Preis von M. 23.— ermöglicht jedem die Anschaffung des haltbaren und geschmackvollen Halbleinenbandes. Wenn dieser Betrag auf einmal noch zu groß erscheint, der sei aufmerksam gemacht, daß das Werk auch weiterhin in zehn Lieferungen zu je M. 2.10 bezogen werden kann. Wir weisen auch nochmals auf das Preisauszeichnen hin, das bis zum 11. Januar 1926 seine Gültigkeit hat. Um den Hauptgewinn von M. 1800 zu erhalten, bedarf es weiter nicht als eines glücklichen Gedankens. Jeder wird aus dem „Kleinen Brockhaus“ Nutzen ziehen; er stellt einen unentbehrlichen Freund und Helfer für das Leben dar.

Verantwortlich: G. Semmelmann. Altena. Druck und Verlag: P. A. Sank, Altena.

und gleichzeitig als reichster; denn die derart erbeuteten und in mannigfacher Weise verzierten Menschenhäute dienen dort als Zahlungsmittel. In anderen Teilen Indiens und in Südostasien ist man weniger grausam und speichert dafür alte Bronzepakane als Geld auf, im Norden Sinterindiens auch Häuten von Tierschädeln, und in Brunei, im Norden von Borneo kennt man keinen größeren Ehrgeiz als die Aufstellung schwerer alter Kanonen als des Beweises höchster Wohlhabenheit.

Erbare Schwalbennester von den Vögeln ins Haus gebracht.

Man wird gewiß davon gelesen haben, unter welchen großen Gefahren magische Malaiken die berühmten erbaren, so teuer bezahlten indischen Vogelnester aus den hohlen, schwindelnd hoch über dem wild brandenden Meeresgestade der Südküste von Java emporragenden Kalkfelsen hervorholen. Ein Preis von 50 bis 60 Gulden für das Pfund dieser aus dem galatinösen Speichel gewisser schwalbenartigen Vögel, der Salangane, aufgebauten Vogelnester dürfte deshalb nicht zu hoch sein, umso weniger als die aus ihnen sowie aus sehr kräftiger Fleischbrühe und den verschiedensten Gewürzen besonders von den Chinesen bereitete weltberühmte „indianische Vogelnestsuppe“ wie man wohl sagen kann, außerordentlich wohlschmeckend ist. Nun scheinen seit einigen Jahren die wunderlichen Vögelchen, welche diese Delikatesse liefern, zu echten Haustieren werden zu wollen. In dem kleinen Hafenort Griffith unfern Surabaya auf Java beginnen nämlich diese Höhlenbrüter ihre Nester mehr und mehr in leerstehenden Steinhäusern der malaischen Bevölkerung anzulegen. Ihre Besucher sind damit gar wohl zufrieden; denn die niedlichen besiedelten Gefallen zahlen ihnen in Form ihrer wertvollen Nester eine viel höhere und sichere Hausmiete als ihre meist an Geldnot leidenden malaischen Mitbürger.

Eine Charakteristik der Völker.

Als von der Ausstellung verschiedener Werkmeister die Rede war, sagte Peter der Große: „Einem Franzosen kann man immer etwas mehr Gehalt geben; denn er ist ein bon vivant und verzehrt sein Einkommen im Lande. Einem Deutschen ebensoviel; denn er gibt seinen ganzen Verdienst für Schmaufereien weg. Einem Engländer etwas mehr; denn er will um jeden Preis gut und bequem leben. Aber einem Holländer schon weniger; denn er ist sich kaum satt, um Geld zu sammeln. Einem Italiener aber am wenigsten; denn er ist so mäßig, daß ihm immer Geld übrig bleibt. Zudem geht er bloß deswegen ins Ausland, um das verdiente Geld in seiner paradiesischen Heimat ruhig zu verzehren.“

Die Wünscheluhr.

Aus Italien schreibt man uns: Seit einiger Zeit sucht der franziskanerpatre Sacchetti im quellenarmen Westschland Wasser mit der Taschenuhr. Und findet's. Er steht auf einer Scholle. „Hier“, sagt er, „ist Wasser. In einer Tiefe von 18 Metern. Es ist ein Sammelbecken mit einem Gehalte von so und so viel Kubikmetern.“ Er gibt dazu folgende Erklärung: Zunächst zeigen ihm Schmerzen in den Verbindungsstellen der Haupt- und Nebenarterien die Wassernähe an. Schmerzen, ähnlich den rheumatischen. Die wirken sich im Nervensystem in bestimmten Zuckungen aus — je nachdem es sich um Sammlungen von Wasser oder um unterirdische Zuflüsse handelt. Spürt er jenen Nervenschmerz, so beginnt die Arbeit mit der Uhr. Er läßt sie an der Kette ruhig über der in Frage kommenden Stelle des Erdbodens hängen. Handelt es sich um ein Becken, so beginnt die Uhr Ringe zu beschreiben. Steht er über unterirdischen Wasserläufen, so schwingt sie wie ein Pendel von rechts nach links. Je nach der Richtung der Wasserläufer. Die Stärke des Schwingens zeigt die Ergiebigkeit der Quelle an. Auch die Ausdehnung des Beckens wird auf diese Weise festgestellt: die Uhr schwingt ja nur, solange sich der Vater über der unsichtbaren Quelle befindet. — Eine in ihrer Einfachheit sicherlich merkwürdige Erscheinung, die immer die erwarteten Resultate liefert. Aber nicht immer läßt sich die Entdeckung praktisch verwerten; dann nicht, wenn es sich um Quellen in ungeheurer Tiefe handelt; denn auch diese zeigt die Uhr in der Hand des sensiblen Vaters an. Sie läßt ihn selbst dann nicht im Stich, wenn er sie arbeiten läßt im ersten Stock eines Hauses, unter dessen Kellergrund ein Quell auf die Entzauherung wartet.

Temperatur der Gestirne.

Die Astronomie ist durch Vervollkommnung der lichtzerlegenden Apparate soweit vorangekommen, daß sie die Temperatur der Sterne feststellen kann. Besonders an den langen Winterabenden blicken wir gern einmal hinauf zum Sternenhimmel und vertiefen uns in die

herin wandert sich der Kopf eines alten Spahenmannchens. Sich beständig umsehend und den erlauteten Herrn im Zeit nichttraulich musternd. Ein weiterer Ausruf und ein rascher Griff von seinen des leichten überzeugen den ernüchterten Eindringling, daß hier seines Weibens nicht ist, und rasch zieht er seinen Kopf zurück. Zwar sträuben sich die Federn am Hals zur Strafe und es kostet einige Mühe zu entfliehen. Doch endlich gibt der Rand der zerrissenen Tapete nach außen nach. Eine genaue Untersuchung der betreffenden Stelle liefert folgendes Ergebnis: Der Spah hat nach und nach die Nebenwand des Hauses an der erwähnten Stelle losgehacht und einen Höhlengang von einem halben Fuß im Durchmesser gemißelt. Die Bewohner des Hauses erklären, daß sie schon seit mehreren Jahren das Klopfen an verschiedenen Stellen der Wand wahrgenommen hätten, vermutend, es wären Holzwürmer.

Am Ausguck

Naturkinder.

Goethe läßt Ottilien in ihrem Tagebuche sagen: „Es gibt Frauen, die sich besser im Freien, und andere, die sich natürlicher in der Stube ausnehmen!“ Bauernbinnen muß man — fügt Bogumil Holz hinzu — freilich nicht auf geschönten Parkettböden, Stadtdamen aber nicht im Erdseide, im Walde oder nur unter den Hoffenlingen leben; denn wenn ihnen ein zart naturfinniger Dichter nicht zu Hilfe kommt, so hören und verstehen sie kein Stierenswörtchen von alledem: „was sich die Vöglein erzählen oder der Wald.“

„Effigfabrikanten“ in Rußland.

Das Moskauer Gouvernementsgericht befaßt sich kürzlich mit folgender Angelegenheit: Im Jahre 1923 haben die Inhaber von dreizehn kleineren Seifenfabriken den ihnen vom Staate für die Fabrikation verabfolgten Spiritus umgearbeitet und zum Verkauf auf den Markt gebracht. Durch Verletzung der Inspektion des staatlichen Spiritustrusts gelang es diesen Seifenfabrikanten, bedeutend mehr Spiritus zu erhalten, als sie tatsächlich für ihre Seifenfabrikation verbrauchen konnten. Im Laufe des Jahres ergaben sich 5000 Eimer, und die Seifenfabrikbetriebe dienten nur noch als Deckmantel. Selbstverständlich wurden in den betreffenden Betrieben keinerlei Bücher geführt. Vor Gericht erklärten die Seifenfabrikanten, daß sie es vorgezogen hätten, Strafe zu zahlen, anstatt Bücher zu führen. Diese Spiritusoperation erwies sich als sehr vorteilhaft, sodaß sich ein Teil der Mitinhaber entschlossen hatte, aus der Vereinigung auszutreten, um sich selbständig als „Effigfabrikanten“ niederzulassen; denn die Verbindung mit dem staatlichen Spiritustrust war gut eingeleitet. Dieser Moment des Uebergangs einiger Mitinhaber der Moskauer Seifenfabrikbetriebe zum „Seifenfabrikanten“ zur Herstellung von „Effig“ war verhängnisvoll; sämtliche achtzehn Seifenfabrikanten und ihre Selbstversorger wurden verhaftet. Das Gericht verurteilte die Uebeltäter zu schweren Strafen; denn daß man dem staatlichen Branntweinmonopol durch Verabfolgung von Spiritus zum Genuß die Rundschaft streitig macht, damit kann sich ein sozialistischer Staat keinem Falle abfinden.

Das Land der Diamanten.

Transvaal, das eigentliche Diamantenland, liefert immer noch weitaus die meisten Steine dieses teuersten Minerals. Die im Altertum berühmten indischen Diamantengruben sind zum größten Teil erschöpft. Außer in Transvaal und Brasilien werden heute nur noch in Südafrika nennenswerte Mengen von Diamanten gefunden. In Transvaal wurden im Jahre 1911 ungefähr 1000 Kilogramm des herrlichen Edelsteins gewonnen. Wäre es möglich, so würde dieser 20 Zentner schwere Brillant einen Durchmesser von ungefähr 1,1 Meter und eine Höhe von 50 Zentimetern besitzen.

Merkwürdige Geldsorten.

Mit Aufzählung und Beschreibung all der Dinge, die man bei den Naturvölkern in der Rolle des Geldes schon angetroffen hat, ließe sich ein ganzes Buch füllen. Man kann wohl sagen, daß keins unserer drei Naturreiche verachtet geblieben ist. Recht sonderbare Münzen sind zum Beispiel in Ostafrika im Umlauf. Die Chinesen des asiatischen Festlandes benutzen zwar schon in alter Zeit Münzen aus Holz, Porzellan und Blei, dagegen glauben die Dajakas auf Borneo auch in ihrem Gelde die abscheuliche Gewohnheit der Kopfschlagung zum Ausdruck bringen zu müssen. Dieser Volksstamm betreibt nämlich Ueberfall und Mord lediglich aus Ruhmesucht und Stolz. Wer die meisten Nachbarn getötet hat, gilt als angesehenster Mann

ersten Sonnenblick des Lebens in kindlicher Freude das Leid und sich selbst vergessen. Vielleicht werde ich jemals hundertjährigen ein mittelbigen Lächeln und Welschschaden abhätten, wenn ich den Sperling als „Höhenfänger“ bezeichne, und doch mag folgendes Erlebnis beweisen, daß der Vögelsteife auch in der Reihe derer Rühmlich seinem Namen Ehre machen würde.

Ein langjähriger Freund liegt eines Morgens noch im Bett. Mäßig klopft es an, und er rührt empor, wie „Reonore ums Morgenroth“ mit einem herrlichen „Gerein!“ Todt niemand tritt ein. In rascher Folge klopft es zum zweiten und dritten Male und das gespannte Ohr des Aufschendenden entdeckt die Stelle, moher das Böden dringt. An der Tapetenwand, welche den Winkel des Hauses von außen begrenzt, in diesem Augenblick reißt die Tapete.